

(Nachdruck verboten.)

24]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Der Schiffer stimmte diesen Worten bei. Darum liebte er ja gerade die Seinen, die sich dem Fischfange gewidmet hatten. Wenn er bedachte, daß sein Sohn, nur um Landwirt zu bleiben, Schulden auf Schulden häufte, dann packte ihn die Wut. „Die armen Aderbürger waren Sklaven, sie rackerten sich das ganze Jahr ab, und für wen war der Ertrag bestimmt? Die ganze Ernte eigneten sich die Fremden an. Der Franzose, der ihnen das Geld leiht, und der Engländer, der ihnen den Dung auf Kredit verkauft. . . . Sich zu quälen, um Fremde zu unterstützen? Nein. So lange es Male im See gab, konnten die Acker sich immer noch mit Schilf und Wasserpflanzen bedecken, ohne daß die anderen den geringsten Nutzen davon hatten.“

Während der Schiffer und Canamel so plauderten, warfen sich Tonet und Neleta, die am Schenktisch saßen, verliebte Blicke zu. Die Kunden hatten sich schließlich daran gewöhnt, daß sie sich stundenlang ansahen, als wenn sie sich verschlingen wollten, während die gleichgültigen, unbedeutender Worte, die sie von Zeit zu Zeit austauschten, damit in gar keinem Einklange standen. Die Weiber, die Del oder Wein kauften, blieben starr vor ihnen mit gesenkten Augen und verdühter Miene stehen und warteten, bis der letzte Tropfen der Flüssigkeit in ihre Flasche gefallen war, während sie aufmerksam das Ohr spitzten, um irgend ein Wort von der Unterhaltung zu erhaschen; doch sie bereiteten diese ganze Spionage, indem sie sich ruhig so weiter unterhielten, als ob sie auf einer wüsten Insel gewesen wären.

Der Onkel Paloma, der über diese Intimität erschraf, sprach ernsthaft mit seinem Enkel darüber. Sollte an dem, was die Samaruca und die anderen bösen Zungen des Dorfes überall herumklatschten, wirklich etwas Wahres sein?

„Nimm Dich in acht, Tonet, das wäre nicht nur der Familie unwürdig, sondern würde auch das bedeutende Fischgeschäft bedenklich beeinträchtigen.“

Doch der Enkel schlug sich mit der Kraft eines Menschen, der von der Wahrheit seiner Worte überzeugt ist, protestierend auf die Brust, und der Grobwater gab sich leicht zufrieden, obwohl er den Hintergedanken hatte, mit dieser ganzen Freundschaft würde es noch einmal schmachlich in die Brüche gehen.

Der Platz hinter dem Schenktisch war für Tonet ein wahres Paradies. Er erinnerte sich mit Neleta an die Abenteuer ihrer Kindheit, erzählte Geschichten aus jener fernen Zeit, und wenn die Unterhaltung verstummte, empfand er einen süßen Rausch wie in jener Nacht, als sie sich beide im Walde verirrt hatten, — doch kraftvoller und leidenschaftlicher.

Abends, wenn er mit Canamel und seiner Frau gespeist, holte Tonet aus einem Etui eine Harmonika, die einzige Wente, die er außer den Panamahüten von seinem Zuge nach Stuba mitgebracht, und überraschte die Gäste der Schänke angenehm mit schwermütigen Habaneras. Er sang kubanische Romanzen von sanfter Poesie, in denen von leichtem Zephyr, Harfen, zarten Herzen, so weich wie das Fleisch des Guajavaumes, die Rede war, und bei dem süßen Ton, mit dem er seine Lieder sang, verdrehten sich die Augen Neletas, und sie bewegte sich, als wolle sie eine schreckliche und schmerzliche Beklemmung von ihrer Brust abwälzen.

An dem Tage, der diesen Serenaden folgte, begleiteten die feuchten Augen Neletas Tonet, während er sich unter den Gästen bewegte. Der Kubaner erriet diese Aufregung. „Sie hatte von ihm geträumt, nicht wahr! Es war Tonet in seiner Hütte ebenso gegangen. Die ganze Nacht hatte er sie in der Dunkelheit gesehen und die Hände nach ihr ausgestreckt, als wenn er sie erfassen wollte.“ Nach diesem gegenseitigen Bekenntnis beruhigten sie sich, beide im sicheren Gefühl eines moralischen Besitzes, über den sie sich nicht recht klar waren, und fest überzeugt, daß sie sich eines Tages doch angehören würden, welche Hindernisse sich auch gegen sie aufstürmen mochten.

In dem Dorfe durfte man an die Möglichkeit einer anderen Vertraulichkeit, als sie die Unterhaltung in der Schenke bot, nicht denken. Ganz Palmar überwachte sie tagsüber, und der franke Canamel, der immer jammerte, verließ nie sein Haus. Nur zuweilen piffte der Gastwirt in plötzlich wieder auftauchenden Latendrang der Centella, einer alten Hündin mit dickem Kopf, die in der ganzen Gegend wegen ihrer Witterung berühmt war, nahm sie mit in die Barke und fuhr nach den benachbarten Kanälen, um Wasserhühner zu schießen. Doch kaum war er fort, so kam er auch wieder hustend nach Hause und klagte über die Feuchtigkeit; die Beine wären ihm geschwollen wie die eines Elephanten, sagte er; dabei hörte er nicht auf zu jammern, bis Neleta ihm einige Tassen eines warmen Getränks eingeschenkt und ihm den Kopf und den Hals mit verschiedenen Stoffstücken umwickelt hatte. Dann richtete Neleta ihre Augen auf den Kubaner und zeigte ihm die ganze Verachtung, die sie für den Gatten empfand.

Der Sommer ging zu Ende und man mußte ernsthaft an die Vorbereitungen zum Fischfang denken. Die vom Schicksal Begünstigten, denen die anderen guten Posten zugefallen waren, entwirrten vor ihren Häusern die Netze, mit denen sie die kleinen Kanäle absperren wollten. Der Onkel Paloma war recht ungeduldig. Die Gerättschaften, die Canamel von seinen früheren Kompagniegeschäften mit den anderen Fischern besaß, reichten für die Sequiota nicht aus. Man mußte noch viel Bindfaden kaufen und ihn den Weibern anvertrauen, die daraus Netze machten, um den zuerkannten Fischbezirk auch ordentlich ausbeuten zu können.

Eines Abends speisten der Grobwater und Tonet in der Schenke und sprachen ernsthaft von ihren Geschäften. Man mußte sich Bindfaden verschaffen, den besten, den es gab, denselben, den die Meerestfahrer benutzten. Der Onkel Paloma sollte ihn als erfahrener Kenner kaufen, doch der Gastwirt sollte ihn begleiten, weil er lieber selbst bezahlte; denn er fürchtete, von dem alten Fischer betrogen zu werden, wenn er ihm das Geld anvertraue. Im wohligen Behagen der Verdauung fand Canamel an der Reise, die am nächsten Tage stattfinden sollte, wenig Gefallen mehr. Man mußte bei Tagesanbruch aufstehen, sich beim Verlassen seines warmen Bettes dem feuchten Nebel aussetzen, über den See fahren, zu Land nach Valencia gehen, von da nach Carbanal wandern und dann den ganzen Weg wieder zurückmachen. Sein dicker, schlaffer Körper bebte im Voraus. Dieser Mann, der sich einen großen Teil seines Lebens in der Welt herumgetrieben, hatte in dem Schlamm von Palmar so tiefe Wurzel gefaßt, daß er bei dem Gedanken, einen anstrengenden Tag fern von seinem Hause zu verbringen, sich heftig ängstigte.

Der Wunsch nach Ruhe ließ ihn seinen Vorschlag ändern. Er wollte allein für die Schenke sorgen, und Neleta sollte den Onkel Paloma begleiten. Im Feilschen und Einkaufen waren die Weiber den Männern doch noch immer überlegen.

Am nächsten Morgen machten sich die Schenkwirtin und der alte Fischer auf den Weg. Tonet wollte sie beim Sonnenuntergang erwarten, um den Bindfaden auf seine Barke zu laden.

Die Sonne stand sehr hoch, als der Kubaner mit vollen Segeln in den Kanal einfuhr, der zum Festlande führte, und sich dem Dorfe zuwandte. Die großen Boote kamen von den mit Reis angefüllten Tennen, und wenn sie den Kanal passierten, bildete das Wasser, das sie mit ihrem breiten Banst verdrängten, eine gelbliche Furche am Hinterteil. Der Schaum spritzte über die Böschungen und störte die kristallene Ruhe des zussiehenden Wassers.

Tonet hielt seine Barke vor der Schenke an und stieg an Land.

Er erblickte ungeheure Haufen Reisstroh, in welchem die Hennen pickten, so daß man glaubte, in einem Pacht Hof zu sein. An den Ufern erbauten die Zimmerleute Kähne, und der Schlag ihrer Hämmer verlor sich in der tiefen Ruhe des hereinbrechenden Abends. Die neuen Barken aus gelbem Holz wurden auf Bänke gelegt, dann geteert und kalfatert. Vor der Schenke nähten einige Frauen. Etwas weiter erhob sich das Strohdach einer Hütte; das war das Begeamt der Gemeinde Catarroja. Eine Kraut woa in einer aus

zwei Körben gebildeten Wagschale die Male und Schleie, die die Fischer aus ihren Barken herausholten, und nahm, wenn ihre Tätigkeit beendet war, aus der Masse einen Mal, den sie in einen neben ihr stehenden Fohber warf. Das war der freiwillige Tribut, den die Leute von Catarroja brachten. Mit dem Ertrage dieses Zehnten wurden die Ausgaben bei dem Feste des Sankt Pedro, des Schutzpatrons der Gegend, bestritten. Einige mit Reis beladene Karren entfernten sich unter lautem Lärm und fuhren nach den Mühlen. Da Tonet nicht wußte, was er anfangen sollte, so ging er in die Schenke, als er sich von jemand anrufen hörte. Hinter den großen Strohschobern bewegte sich eine Hand, die ihm Zeichen machte, worüber die Hennen so erschrafen, daß sie ängstlich auseinander stoben.

Der Kubaner trat näher und erblickte den Bagabunden Sangonara, der auf dem Rücken lag und die Arme als Rissen unter dem Kopf gefaltet hatte. Seine Augen waren feucht und gelb; über sein immer blasser werdendes und von dem übertriebenen Genuß des Alkohols immer stärker abmagerndes Gesicht huschten eine Menge von Fliegen, ohne daß er sich die Mühe machte, sie fortzujagen.

Tonet freute sich über diese Begegnung, denn sie half ihm die Wartezeit verbringen. Was tat er denn hier? . . . Nichts; er hielt sich hier auf, bis die Nacht hereinbrach. Er wartete hier auf die Zeit, wo er ein paar Freunde von Catarroja auffuchen konnte, die ihn sicherlich nicht ohne Essen lassen würden, und inzwischen war die Ruhe immer noch die beste Beschäftigung für den Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Februar.

„Soweit wäre nun alles fertig“, rief Herr Prießle, als er mich jüngst besuchte, noch in der Tür stehend. Er erzählte mir dann, daß ein alter Güterwagen, seiner Verwendung als Sommervilla harrend, auf der Parzelle milde Januar war den Arbeiten günstig, und da der Frost nicht tief in den Boden eindrang, konnten auch die Pfosten zum Zaun tadellos gesetzt werden. Natürlich bildet sich Herr Prießle nicht ein, daß nun die Hauptsache gemacht sei, im Gegenteil, er ist sich bewußt, daß er die schwerste Arbeit noch vor sich habe. Die Hauptarbeit liegt in der Bodenbearbeitung, der Einteilung und der Bepflanzung eines Grundstücks, das weitere ergibt sich dann von selbst.

Was nun die Bodenbearbeitung betrifft, so ist die Art und Weise, wie sie ausgeführt werden soll, von den beabsichtigten Kulturen abhängig. Wenn ich in die Lage komme, mir ein Grundstück zur gärtnerischen Ausnutzung anzulegen, und wenn mir dabei als erreichbares Ziel die Versorgung meines Hausstandes mit Obst und Gemüse vorschwebt, so würde ich das zur Verfügung stehende Land zunächst in zwei, etwa gleich große Teile einteilen und den vorderen zur Gemüsekultur und den hinteren zum Obstgarten bestimmen. Viele Kolonisten gehen von der irrigen Ansicht aus, Obst und Gemüse auf gleichen Beeten nebeneinander ziehen zu können, das Obst oben in den Baumkronen, das Gemüse darunter, dicht über dem Boden. Dies ist aber falsch und führt zu Mißerfolgen. Nur in den ersten Jahren kann man unter den Bäumen Gemüse und schließlich auch noch Blumen ziehen, damit schlägt man aber nicht, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe, sondern man muß in Rücksicht auf die doppelten Anforderungen, die man dem Boden zumutet, auch doppelte Düngung geben. Dies wäre so weit ganz gut, wenn nicht die Sache außerdem noch einen Haken hätte. Sobald die Bäume ins Wachsen kommen und ihre Kronen ausdehnen, beschatten sie mehr und mehr das Erdreich unter sich. Diese Beschattung vertragen aber weder Gemüse noch Blumen, infolgedessen gehen sie im Ertrage mehr und mehr zurück. Wenn schließlich die Obstbäume blühen und Früchte bringen, dann hört bei intensiver Pflanzung auch alle Unterkultur unter ihnen auf. Man unterscheidet nämlich zwei Arten der Obstkultur: die intensive und extensive. Diese Bezeichnungen mögen, obwohl ich kein Freund von Fremdwörtern bin, hier der Kürze halber beibehalten werden. Bei der ersteren Art der Anpflanzung werden die einzelnen Obstbäume so weit auseinander-gesetzt, daß ihre Kronen späterhin den ganzen Boden beschatten. Die zweite Art der Pflanzung ist nur beim Feldobstbau üblich. Bei ihm pflanzt man die Bäume in sehr großen Abständen, durchschnittlich in solchen von 20–25 Meter Entfernung, und nur bei dieser Art ist eine dauernde Unterkultur möglich. Selbstverständlich lassen die bescheidenen Größenverhältnisse der meisten Parzellen eine Anpflanzung auf derartige Entfernung nicht zu. Diese Darlegungen genügen schon, Prießle zu veranlassen, auf seiner Parzelle Obst- und Gemüsebau zu trennen. Es veranlaßt ihn hierzu

auch noch eine andere Erwägung, die sich auf die Bodenbearbeitung gründet. Hält man Obst und Gemüse getrennt, so kann man erhebliche Ersparnisse bei den Erdarbeiten erzielen. Der für die Gemüsekultur bestimmte Teil erfordert kein tiefes Rigolen des Bodens. Will man ihm besondere Sorgfalt angedeihen lassen und den ausdauernden Wurzeln der Ackerunkräuter auf den Leib gehen, so gräbt man hier das Land bei der Anlage zwei Spatenstiche tief. Das ist bei Prießle, der einen tüchtigen Spaten zu handhaben versteht, eine Tiefe von 50 Zentimeter, bei einer Wachsrau vielleicht eine solche von 40. Aber auch das genügt. Für die Folge wird dann nur in der allgemein üblichen, einfachen Weise gegraben. Das für die Anpflanzung von Obstbäumen bestimmte Land dagegen wird auf eine Tiefe von 100, wenn sein kann, von 125 Zentimeter rigolt, weil die frisch gepflanzten Obstbäume tief gelockerten Erdboden brauchen, in welchem ihren Wurzeln der Weg in die Tiefe geöffnet ist. Bei diesem Rigolen kommt natürlich das hiesigen Humus, das hin und wieder in der Mark den mageren Sand bedeckt, in die Tiefe. Hier wäre es im Gemüsegarten für die Wurzeln verloren, nicht aber im Obstgarten. Bei dieser Tieflockerung des Bodens wird kein Dung in die Tiefe gebracht, da er hier unter Abschluß der Luft sich nicht zersetzen kann, verrotzt und für die Baumwurzeln wertlos wird. Man düngt im Obst- und Gemüsegarten nur noch oben und bringt den aufgebrauchten Dung gelegentlich des Grabens flach unter, dann zersetzt er sich und seine Nährstoffe werden mit den Niederschlägen langsam in tiefere Bodenschichten geführt und hier von den Wurzeln aufgesogen. In die Tiefe bringen kann man nur etwas Kalk, der beim Rigolen und Tiefgraben durch Ausstreuen gleichmäßig verteilt wird. Man hüte sich hier aber vor einem zu viel, da man sonst den Boden auf Jahrzehnte hinaus gründlich verderben kann. Zwei Zentner Kalk auf einen Morgen reichen für 6–8 Jahre aus.

Ist die Parzelle gleichseitig, so führt man durch die Mitte vom Thore aus einen kerzengeraden Weg bis zum Ende, der sich der Länge nach in zwei Teile teilt, und von welchem sich in der Mitte des Grundstücks ein Quertweg abzweigt, so daß diese beiden Hauptwege Kreuzform aufweisen. Sie sollen 2 Meter Breite haben. Durch diese Wegeführung werden vier gleich große Quartiere gebildet, von denen die zwei bordersten zu beiden Seiten des Hauptweges liegenden, der Gemüsekultur, die hinteren als Obstgarten dienen sollen. Will man Raum sparen, so kann man auch die Durchführung des Hauptweges durch den Obstgarten vermeiden und hier alles feldmäßig bepflanzen.

Die beste Baumform für die eingefriedigte Parzelle ist der sogenannte Niederstamm oder Buschbaum, ein Bäumchen, das sich schon 50 Zentimeter über dem Boden zu verzweigen beginnt. Diese Form hat den Vorteil, schon sehr früh, gewöhnlich im dritten Jahre nach der Pflanzung, ertragsfähig zu werden und sich außerdem durch Einfachheit der Kultur auszuzeichnen. Apfel und Birnen tragen in dieser Form am besten, wenn sie auf sogenannte Zweigunterlagen veredelt sind; sie bilden dann verhältnismäßig schwach wachsende, aber reich tragende Bäumchen mit mächtig großen Kronen. Derartige Bäumchen pflanzt man in unserem märkischen Sandboden auf einen allseitigen Abstand von mindestens 4, besser 5 Meter. Bevor man die Pflanzung beginnt, teilt man das Obstgartenstück mit der Pflanzschnur in je 5 Meter voneinander entfernte Reihen. Innerhalb dieser Reihen markiert man dann vor 5 zu 5 Meter mit einem Bambusstab den Standort für jeden Baum. Die beste Pflanzart ist das Pflanzen im Verband, bei welchem immer zwischen zwei Bäumen der einen Reihe einer in der folgenden zu stehen kommt. Bei Auswahl der Obstsorten beschränke man sich auf eine möglichst bescheidene Zahl. Ich würde empfehlen: als Sommerapfel den Charlamowsky, als Herbstapfel den Cellini, als Winterapfel die Goldparmäne oder große Kaffeler Renette. Die Goldparmäne hält sich bis Ende Januar, die Kaffeler Renette bis Ende Mai. Von Birnen: als Sommerbirne die „Gute Luise“, als Herbstbirne Amanlis Butterbirne, als Winterbirne Esperens-Bergamotte. Von Pflaumen: die gewöhnliche Zwetsche und die erst ausgangs September reisende Sorte Anna Späth. Von Süßkirschen: die Früheste der Mark oder die Frühe Werdersche und dann noch Büttners Anorpelkirsche als Spätsorte. Von Sauerkirschen: die Große, lange Lokirsche. Erdbeeren gehören in den Gemüsegarten, auch Beerensobst; also Himbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren pflanzt man am besten in den Gemüsegarten auf die die Rabatten begrenzenden Wege. Was nun die Pflanzzeit der Obstbäume und -sträucher betrifft, so soll folgendes zur Richtschnur dienen: Je früher man vom Oktober ab pflanzen kann, um so besser ist es. Man pflanzt also besser im November als im Dezember, besser im Januar als im Februar, man kann aber schließlich auch noch im März pflanzen. Im Herbst gepflanzte Bäume bilden vor Eintritt des Winters noch junge Wurzeln und halten deshalb den trockenen Winden im Frühjahr besser stand als spät gepflanzte, bei welchem man unter Umständen durch reichliche Bewässerung nachhelfen muß.

Prießle meinte, er habe jetzt die Sache begriffen und würde alles so ausführen; aber er habe noch was besonderes auf dem Herzen; es macht ihm Kummer, daß die Zaunpfosten in unserem Sandboden nicht allzulange standhalten, wie ich im vorigen Bericht ausführte, und daß er nach 6–8 Jahren vielleicht in die Lage kommt, die abgesehenen Pfosten durch neue ersetzen zu müssen. Ich habe ihm gesagt, daß er dem Erjaß vorbeugen kann, wenn er um den Zaun der Parzelle immer in 30–40 Zentimeter Abstand je eine Hedenpflanze setzt. Als beste Hedenpflanze habe ich ihm die

Weißbuchen empfohlen, und ich habe ihm gesagt, daß diese, im Frühjahr gepflanzt, besser wachsen als nach der Herbstpflanzung und in den Baumschulen sehr billig seien. Zwei- bis dreijährige Pflanzen bezahlet man pro Hundert mit 2—3 M. Diese Weißbuchen, der Botaniker nennt sie *Carpinus Betulus*, werden nach der Pflanzung etwas zurückgeschnitten. Im ersten Jahre wachsen sie wenig, oft befinden sie sich bis zum Juni-Juli, bevor sie überhaupt austreiben; dann gehts aber flott und nun heftet man immer die Triebe gleichmäßig verteilt an das Drahtgeflecht an, bis dieses vollständig überwachsen ist. Dann erst beginnt Jahr für Jahr der Schnitt mit einer großen Heckschere. Wenn später die Holzpfosten über dem Boden abgelaufen sind, kann man sie ruhig vom Zaun nehmen und sich die gute Stube damit einheizen. Die Hede ist dann derart erstarrt und so vollständig mit dem Drahtzaun verwachsen, daß dieser keiner Pfostenstütze mehr bedarf. Beim Beschneiden der Hede ist darauf zu achten, daß ihre Wandungen beiderseits nicht senkrecht, sondern spitzwinklig geschnitten werden müssen, so daß sich die Hede von unten nach oben allmählich verjüngt. Durch den Schnitt in dieser Form vermeidet man das bei senkrecht geschnittenen Heden späterhin unausbleibliche Absterben der unteren Äste, also das Kahlwerden der Hede von unten nach oben.

Hd.

(Nachdruck verboten.)

Landflüchtlinge.

Selbsterlebtes aus dem ländlichen Arbeiterleben
von Wilhelm Hellwig.

Einen ganzen Tag hatten wir im Eisenbahnwagen vierter Klasse zugebracht, in dem trübe erleuchteten, mit schlechter Luft erfüllten Raume, mit den Gittern vor den Fenstern wie bei einem Gefängnis. Stumm sahen wir uns beide gegenüber auf unseren Koffern, mein Freund Matthias und ich, trübselig vor uns hinstarrend. Draußen Regenwetter über der fahlen Sandlandschaft der Lausitz, unserer künftigen Heimat.

Matthias und ich waren Schullameraden, waren in demselben schlesischen Dörfchen aufgewachsen und eingeseget worden. Dann ging er einige Zeit in die Ziegelei auf dem Hofe; ich wurde Pferde- junge bei einem Bauern. Es gab schmale Kost: früh Kaffee und Schalkartoffeln, mittags Kartoffeln und ein wenig Fett, abends dasselbe und zwischen diesen Mahlzeiten noch früh und abends ein Stück trocken Brot. Doch wir waren zufrieden und kannten's nicht besser.

Da kam der Agent ins Dorf und versprach uns das halbe Paradies, wenn wir uns nach Sachsen verschieben ließen. Wir willigten ein und glaubten auch, nun nach Sachsen zu kommen, wurden aber, ohne daß wir es wußten, auf ein ärmliches Gütchen in der Gegend von Senftenberg verdingt.

Lang und ermüdend war die Fahrt. Gegen Abend trafen wir am Ziele ein und wurden auf dem Bahnhofe von einem finsternen, wortlosen Mann in Empfang genommen. So müde wir auch waren, mußten wir doch mit unserem schweren Gepäc noch eine Stunde in rascher Ganganart schreiten, ehe wir auf dem Gutshofe eintrafen. Dort wurden uns unsere Papiere abgenommen und man ließ uns stundenlang auf dem zugigen Flur des Verwalterhauses stehen, ohne daß wir wußten, was mit uns geschehen würde, bis endlich gegen neun Uhr abends ein Vogt uns zurief: „Na nu man rüber, Ihr beiden Neuen da, in de Besindestube, oder es jibt heute nißt mehr zu fressen.“

Wir tappten in unseren großen Schachtstiefeln über den aufgeweichten Hof und suchten nach der Besindestube in der uns vom Vogt angezeigten Richtung. Erst fanden wir nur Ställe und Schirrkammern; endlich drang ein Lichtstrahl aus einem Türspalt und wir zogen an der Strippe, die die Holzlinke auslöste.

Drinne in einem kalten, kalten Raume, der nur oben unter der Decke einige hölzerne Bettverschläge als Ausstattung aufwies, sahen um einen Tisch etwa fünfzehn bis zwanzig Menschen; alle Altersstufen waren vertreten, halbe Kinder, kräftige Männer, Krüppel und Greise, alte, verschrumpfte Weiblein und ganz junge Mädchen. Ein jeder hatte sein Brot und Fett neben sich und tauchte den Löffel in eine große, für alle berechnete Suppenschüssel, die uns beiden frierenden Ankömmlingen verlodend dampfend winkte. Aber dieser verheißende Dampf war auch das einzige Unheimelnde in dem Raum und an der Gesellschaft. Diese selbst war frohlig und abstoßend gegen uns, und nur ein paar angetrunkene Großknechte ulkten uns an und ermöglichten uns dadurch eine Annäherung an den dampfenden Kessel.

Doch kaum hatten wir den ersten Hunger gestillt, da erschien ein junger Verwalterlehrling in der Tür und rief mit herrischem Tone nach den beiden Neuen, die sofort zum Herrn kommen sollten. Wir sprangen auf und suchten nach unseren Mützen. Der Verwalter aber schrie: „Vorwärts vorwärts, laßt die Dedel liegen; Ihr werdet Euch nicht gleich die Löffel erfrieren.“ So rannten wir barhäuptig durch den strömenden Regen nach dem Herrenhause, wo man uns gleich in eine Art von Bureau führte. Dort stand nun der Allgewaltige, der „Herr“. Er war ein kleiner, dicker Mann mit speckendem Blick, der uns scharf musterte. Neben ihm stand ein junger, eleganter Herr, wie ich später erfuhr, der Tiorarzt der nahen Stadt, der sich über unseren Anblick über

unsere nassen, wir herabhängenden Haarsträhnen sehr amüsierte und den Matthias mehrmals „Rebrt“ machen ließ, immer lauter lachend und dem Amtmann zurufend:

„Gratuliere, Amtmann, Sie haben in der Tat Glück; was haben Sie da wieder für ein paar Prach'exemplare erhalten, ein paar Nordsterle. Ihnen scheint wirklich der Ausschub der ganzen Poladei zugesandt zu werden.“

Sie schienen uns also für Polen zu halten, obgleich wir kein Wort polnisch verstanden und evangelischer Konfession waren.

Der Amtmann trat an mich heran und schaute mich scharf an: „Trägt man denn bei Euch zu Hause nicht mal Mützen, Popolstu?“

„Ich bin kein Pollack, Herr Amtmann, und meine Mütze liegt drüben in der Hoffstube.“

„Aha, bistu deutsches Mann! Na, marsch fort mit Euch, dahin, wo Eure Kopfwärmer sind.“

Die Ausdrücke waren noch drastischer, so daß ich mich scheue, sie wiederzugeben.

So standen wir wieder auf dem Hofe im Regen und tappten nach der Besindestube. Dort war's schon dunkel, und als wir trotzdem hineingingen, schallte es oben aus den Bettverschlägen:

„Wer ist da unten an der Tür? Wollter raus! Tür zul Poladen . . .!“

Erst spät nachts, nachdem wir nach vielen Irrfahrten im dunklen Pferdell auf die Schlafstelle der beiden angeheirten Großknechte gestochen waren, fanden wir ein Plätzchen, wo wir die müden, zerstückelten Glieder bis früh um vier Uhr ruhen lassen konnten.

Dies war der Anfang unseres neuen Dienstes, und der Fortgang entsprach dem Anfang.

Es gab die schwerste Arbeit von früh vier Uhr bis nachts zehn Uhr, dabei eine Kost, von der ich mich heute wundere, daß wir dabei über drei Monate bestehen konnten. Kraftlosen Wasserreis, Kartoffeln oder dicke Graupen war das ständige Mittagbrot, Sonntags wie wochentags gleich. Besser noch war die Morgen- und Abendkost: Mehlwasseruppe, ein Brot und ein halbes Pfund Fett pro Mann die Woche. Darüber will ich nicht klagen. Aber die nichtswürdige, verächtliche Behandlung, die unaufhörlichen Grobheiten waren für Menschen, die ein Empfinden besaßen, schier unerträglich, und schier hundertmal wünschten wir uns zurück in die Heimat, hinter die strammen Bauerngäule und an die Ziegel- presse. Wir wären auch fortgegangen, wenn es uns nur möglich gewesen wäre. Aber wir waren ja für ein Jahr durch den Riets- kontrakt an diese Hölle gebunden, und wenn es uns auch nicht darauf angekommen wäre, kontraktbrüchig zu werden, so konnten wir doch ohne Papiere nicht weiter zu kommen hoffen, noch weniger aber ohne Geld, und dieses hielt man uns wohlweislich bis auf ganz geringe Beträge vor. Matthias lief trotzdem eines Tages fort, kam aber nach drei Tagen, von Hunger getrieben, zurück, da er nirgends Unterkommen oder Beschäftigung gefunden hatte. Aber wir fannen unaufhörlich über eine neue gemeinschaftliche Flucht nach; nur der gänzliche Mangel an Geld hielt uns noch. Da endlich erschien uns ein Helfer in Gestalt des jüngsten Verwalterlehrlings, der ungefähr zu gleicher Zeit mit uns auf dem Gute angetreten war. Diesem gefiel es auch nicht; er hatte keinen Grund, sich dort wohl und heimisch zu fühlen, denn wir hatten uns oft schon gesagt, daß es ihm fast noch schlechter ging als uns. Er war früh der erste auf dem Hofe, der alle zu wecken hatte, und wenn wir abends um zehn Uhr schon im Bette lagen, so sahen wir sein trübes Laternenlämpchen noch immer gleich einem Glühwurm über den Hof ziehen, um „absuleuchten“. Später schien dann das Licht aus seinem Stübchen noch lange bis nach Mitternacht, während er die Bücher ordnete. Tags über aber arbeitete er gleich uns anderen; keine Arbeit war zu gering, zu schwer für das schwächliche Bürschchen, sollte er doch alles lernen. Kurz, er wurde nach Kräften ausgenutzt, erhielt keinen Lohn wie wir, und sein Kontrakt lautete auf zwei Jahre, während uns der unsere nur auf ein Jahr band.

Eines Feiertags fuhren wir im Mondschein vom fernen Eisterwalde nach dem Dominium zurück. Es war ein warmer Augusttag gewesen; die Tiere schliefen langsam dahin und auf den Vornwagen sangen die Knechte ein Lied von einer Tochter des Palzgrafen vom Rhein, die sieben Jahre als Magd gedient hatte.

Birnbaum, so hieß der junge Verwalter, lenkte die Pferde und wir sahen im frisch gemähten Grase hinter ihm. Da fragte er uns plötzlich nach unserer Heimat und unseren Absichten. Er wußte durch seine Anteilnahme unsere Herzen und Zungen zu öffnen. Er war auf Guteborn der einzige, der uns als Menschen würdigte. Schließlich sagte er: „Ich weiß, Ihr wollt fort, habt aber kein Geld. Ich will ebenfalls hier fort, kann aber meine Sachen nicht rauskriegen. Wenn Ihr mir helfen wollt, die Sachen vom Gutshofe zur Bahn zu bringen, so will ich jedem von Euch zehn Mark geben.“

„Jehn Mark! Welch Kapital für uns. Damit kamen wir sicher weit. Wir willigten ein.“

In der verabredeten Nacht, eines Sonnabends, standen wir heimlich gegen Mitternacht wieder auf, nahmen einen Karren und sahen am Hoftor, wie verabredet, Posto. Wir waren neugierig, wie Birnbaum die schweren Koffer allein herunterbringen wollt. Bald bemerkten wir zu unserem Erstaunen, daß er sich eine Gehülfin mitbrachte, die den schweren Kasten mit Anstrengung tragen

half. Sie sprach kein Wort, und es war zu finstern, sie zu erkennen. Aber daß es ein blutjunges Mädchen war und, da barfüßig, wohl dem Arbeiterstande angehörig, soviel erkannten wir doch. Als wir, mit dem Starren vorausfahrend, uns einmal umsahen, bemerkten wir, daß die beiden jungen Leute in einiger Entfernung innig umschlungen hinter uns hergingen. Da meinte Matthias, daß die Kleine wohl nicht nur wegen zehn Mark dem jungen Verwalter diesen Liebesdienst leistete.

Als wir unseren Lohn erhalten und die Sachen dem Bahnpersonal gegeben hatten, gingen wir zurück, um den Tagesanbruch in der Stadt zu erwarten. Am Eisenbahnübergange holte uns der Zug ein, der Birnbaum entführte. Als er vorüberbrauste, sah ich jenseits der Barriere das barfüßige Mädchen stehen und starr nach den schnell verschwinnenden roten Lichtern des Zuges schauen; — dann legte sie den Kopf auf die Barriere und weinte bitterlich. — Ich wollte auf sie zutreten, um einige freundliche Worte an sie zu richten, da „Kling, Kling“, erhob sich die Sperrstange, das Mädchen schrak empor, warf noch einen Blick nach der jetzt finsternen Stelle, wo eben noch die drei roten Punkte geleuchtet, dann sprang sie ins dunkle und verschwand.

Mit Tagesanbruch führte auch uns der Zug an jener Stelle vorüber, und ich konnte nicht umhin, hinauszublicken und unwillkürlich nach der schlanken Mädchengestalt zu suchen. Aber uns blickte kein wehmütiger Blick nach. Sie blieb verschwunden. Wer war sie wohl gewesen? Eine junge Dirne vom Gut vermutlich; eine jene modernen Sklavinnen, die in einer abstoßenden Atmosphäre frühzeitig an Leib und Seele verderben. Vielleicht war der Verwalter, dem sie den Liebesdienst leistete, ein Lichtblick, ein besserer Schein in ihrem dunklen Dasein gewesen, der gestern nacht mit den roten Lichtern entzündet und verlosch. Ein tiefes Mitleid überkam mich; hier ewig leben zu müssen, wie furchtbar. Aber ich konnte ihr nicht helfen, floh sie mich doch, als ihr ihr freundlich zusprechen wollte. Sonst hätte ich vielleicht versucht, sie mit uns zu nehmen, fort von hier, nach Berlin, wo unserer, wenn auch kein Glück, so doch ein erträgliches Leben wartete.

Wir saßen uns wieder beide gegenüber, auf unseren Stoffern, mein Freund Matthias und ich, glücklich vor uns hinlächelnd und die im Sonnenlicht leuchtende Welt vor uns betrachtend, die für uns nun offen dalag.

Kleines Feuilleton.

Das Sterben. Nicht nur der Mensch ist dem Sterben unterworfen, sondern alles Leben auf der Erde, denn der Tod gehört zum Wesen des Lebens. Im allgemeinen wird man nicht gern an den Tod erinnert, denn „zum Sterben hat man immer noch Zeit“. Und doch ist er eine unabänderliche Notwendigkeit, mit der sich jeder abzufinden hat. Auch ist es nicht so sehr der Tod selbst, das Aufhören des Lebens, wozu uns Menschen bangt, als vielmehr die Erscheinungen und Vorgänge, die den Uebergang vom Leben zur Ruhe begleiten, wie ein langes Krankenlager mit seinen Leiden und Beschwerden; vor allem aber der Todesstampf. Mit dem Tode selbst könnte man sich schon befreunden, wenn nur das Sterben, der Uebergang vom Leben zum Tode, nicht wäre. Wenn man aber von etwas sagen kann, die Sache sehe sich schlimmer an als sie ist, so ist es das Sterben. Unsere Vorstellungen von diesem Vorgang sind nicht wie sonst durch eigene Erfahrung gebildet, sondern lediglich durch die Beobachtung des Sterbens bei anderen. Der Sterbende, den die Kräfte des Lebens verlassen haben, fühlt und empfindet aber meist ganz anders, als der Mensch, der im Vollbesitz des Lebens ist. Das sagt uns die bei den Sterbenden fast stets auffällige Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit; es läßt sich aber auch aus dem Wesen des Lebens selbst schließen. Der menschliche Körper ist ein Organismus, d. h. er besteht aus verschiedenen Teilen, die je eine besondere Arbeit im Rahmen des Ganzen und für den ganzen Körper verrichten. Und diese Teile nennt man Organe. Ein Organ ist z. B. unser Herz, das mit seinen Saug- und Druckbewegungen den Umlauf des Blutes im Körper und damit dessen Ernährung im engeren Sinne erhält. Das Organ der Lunge nimmt für den ganzen Körper Sauerstoff auf und scheidet die Kohlenäure aus ihm aus; die Nieren wiederum befördern andere Zerfallsstoffe aus dem Körper.

Den Komplex dieser besonderen Vorgänge im Körper, der Organistätigkeiten, nennen wir das Leben. Das Leben ist dennoch nicht ein einziger Vorgang, sondern es setzt sich aus einer Reihe besonderer Vorgänge zusammen, die sich gegenseitig unterstützen und erhalten und somit einen einheitlichen Betrieb darstellen. Je harmonischer die Organe zusammenarbeiten, desto leichter geht das Leben vonstatten, desto gesünder ist und desto wohler fühlt sich der Mensch. Die Organtätigkeiten sind aber nicht alle gleich wichtig für die Unterhaltung dieses Betriebes, d. h. für den Fortbestand des Lebens. Der Verlust eines oder auch beider Augen bringt unser Leben noch nicht zum Stillstand. Hört aber das Herz auf zu schlagen oder atmet die Lunge nicht mehr, dann ist es mit dem Leben vorbei. Von allen Organtätigkeiten in unserem Körper drängt sich aber, obwohl weniger lebenswichtig als jene, am meisten die des Gehirns in den Vordergrund. Es empfindet, sieht und hört; es will und handelt, indem es die Bewegungen des Körpers veranlaßt und leitet. Seine Tätigkeit ver-

leiht dem Menschen erst das Persönliche, die Zehsehung; ihr verdankt der Mensch vor allem das Bewußtsein seiner selbst. Der Kopf ist für uns der Mensch. Das Gehirn aber ist in dieser seiner besonderen Tätigkeit und in seinen Leistungen nicht unabhängig. Es empfindet, denkt in gehöriger Weise nur dann, wenn auch die übrigen Organe in ihren Leistungen nicht zurückbleiben; nur „in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist“. Wie sehr das Gehirn in seiner Tätigkeit von den übrigen Organen, insbesondere von der Lunge und dem Herz, abhängig ist, zeigt am besten die Erscheinung des Lebens, die wir Schlaf nennen. Dabei ist die Tätigkeit aller Organe, besonders die des Stoffwechsels, herabgesetzt und verlangsam; dabei ist auch das Gehirn nicht oder nur wenig tätig, denn das Empfinden und das Denken ist ausgeschaltet und das Bewußtsein aufgehoben.

Begimmt nun im Leben eines Menschen ein wichtiges Organ, z. B. die Lunge — und das ist einer der häufigsten Fälle — allmählich zu erkranken und vermag damit immer mehr ihre Tätigkeit, so leidet der gesamte Stoffwechsel des Körpers darunter, und alle Organe werden in ihren besonderen Leistungen beeinträchtigt. Das Empfinden wird weniger lebhaft, das Gefühl stumpft sich ab. Eindrücke von außen gehen weniger tief und werden wenig oder gar nicht verarbeitet, kurz, es kommt zu einer größeren Erschlaffung des Denkens, des Willens und des Empfindens. Der Kranke wird immer gleichgültiger und teilnahmsloser gegenüber den Geschehnissen in seiner Umgebung und damit auch gegen seine eigenen Leiden. Er empfindet seinen Zustand nicht in der Weise, wie ihn der gesunde Beobachter ansieht. Was ihm in gesunden Tagen heftige Schmerzen oder seelische Pein verursacht hätte, das geht in seiner Krankheit fast eindrucklos an ihm vorüber. Das Leben des Kranken wird immer mehr ein Vegetieren. Diese Abstumpfung des Empfindens, diese Herabsetzung der geistigen Tätigkeit und die Verminderung des Bewußtseins erfolgt entsprechend dem allmählichen Verfall der Körperkräfte ebenfalls allmählich und daher unmerklich für den Kranken und auch für seine ständige Umgebung. Nur wer den Kranken längere Zeit nicht gesehen hat, dem fällt es auf, wie sehr er sich körperlich und seelisch verändert hat. Ein solcher Kranker stirbt also allmählich ab, und der Schlusssatz dieses allmählichen Sterbens geht dann auch meist ohne großen Kampf vor sich. Natürlich ist der Gang des Sterbens solcher Menschen, die an einem chronischen Organleiden erkrankt sind, nicht bei allen Krankheiten der gleiche, schon weil der eine Mensch von Natur aus weniger empfindsam und geistig träger ist als der andere. Auch kommt es darauf an, welches Organ in erster Linie erkrankt ist, denn die Folgeerscheinungen der verschiedenen Organerkrankungen sind ebenfalls verschieden. Es kann z. B. das Gehirn selbst zuerst erkranken und die Ursache zum Sterben abgeben, ein Fall, der den Verlauf des Absterbens meist insofern mildert, als sich das Bewußtsein früh trübt. Den chronischen Erkrankungen stehen die akuten gegenüber, die meist nur kurze Zeit dauern und unter ziemlich heftigen Fiebererscheinungen verlaufen, in erster Linie also die Entzündungen, wie Lungenentzündung, Gehirnhautentzündung, Wochenbettfieber u. a. Auch hier wird die Tätigkeit des Gehirns entsprechend in Mitleidenschaft gezogen, aber sie wird weniger abgestumpft, als vielmehr aus ihren normalen Grenzen herausgedrängt; sie wird gleichsam in Verwirrung gebracht und gestört, denn der Fieberkranke hat Neigung zum Phantasieren. Je höher das Fieber ist, desto stärker wird diese Störung der Gehirntätigkeit. Führt eine solche Krankheit zum Tode, so kommt der Kranke meist nicht mehr zu einer geordneten geistigen Tätigkeit und damit auch nicht zu einem klaren Bewußtsein seiner selbst und seines Zustandes. Dazu kommt, daß mit erschwerter Atmung das Blut sich immer mehr mit Kohlenäure überfüllt, ein Umstand, der ebenfalls die geistige Tätigkeit beeinträchtigt und abstumpft. Der Todesstampf ist bei diesen Sterbenden zwar meist ein ziemlich heftiger, aber nur für die Umgebung, denn der Kranke selbst kämpft ihn nicht mit Wissen; sein Bewußtsein ist aufgehoben oder doch sehr getrübt und lediglich sein Körper ist es, der diesen Kampf noch zu führen hat. Vor allem die Atmung, die immer mehr erschwert wird, erleidet der Todesstampf das Beängstigende für die Zuschauer, während er dem Kämpfenden selbst nicht zum Bewußtsein kommt. Aber eine akute Krankheit gibt es doch, bei der der Kranke meist bis zum letzten Augenblick klar ist und seine Lage überschaut, nämlich die Bauchfellentzündung. Dies hat seinen besonderen Grund, der hier nicht erörtert werden kann.

Bei dem plötzlichen Sterben, wie Schlaganfall u. a., einer Todesart, die auf dem Wunschzettel so manches Sterblichen steht, schwindet das Bewußtsein entsprechend schnell. In den meisten plötzlichen Todesfällen handelt es sich um Verblutungen, innere oder äußere. Solche Sterbende haben leichten Tod, denn mit dem Blut verläßt dem Körper auch die Lebenskraft. Dieser „angenehme Tod“ ist z. B. Frauen beschieden, die unter der Geburt an Verblutung zugrunde gehen. Aber auch wenn ein Mensch allen Krankheiten entrinnt und von todringenden Umständen verschont bleibt, muß er doch einmal seinen Lebenslauf beischließen. Es harret seiner der „natürliche“ Tod an Altersschwäche: ein ganz allmähliches Vergehen der Lebenskräfte, ein Absterben. Dabei erfolgt dann der Uebergang vom Leben zur Ruhe fast ohne jeglichen Kampf, und der Tod ist eine Erlösung von den Beschwerden des Alters.

Dr. Emil König.